

FLORIAN COULMAS

Das Zeitalter der Identität

Zur Kritik
eines Schlüsselbegriffs
unserer Zeit



Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg



BEITRÄGE ZUR PHILOSOPHIE
Neue Folge



FLORIAN COULMAS

Das Zeitalter der Identität

Zur Kritik eines Schlüsselbegriffs
unserer Zeit

Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

UMSCHLAGBILD

© Andrey Popov/Shutterstock.com

ISBN 978-3-8253-4688-1

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt ins-
besondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und
die Speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2019 Universitätsverlag Winter GmbH Heidelberg

Imprimé en Allemagne · Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Klaus Brecht GmbH, Heidelberg

Druck: Memminger MedienCentrum, 87700 Memmingen

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier

Den Verlag erreichen Sie im Internet unter:

www.winter-verlag.de

Inhaltverzeichnis

Vorwort	7
1 Ein Gespenst geht um in der Welt, das Gespenst der Identität	9
2 Wandel und Bestand	19
3 Identität in der Logik und das klassische Gesetz des Schlussfolgerns	39
4 Sie sprechen nicht wie wir	55
5 Gegeben oder erfunden? Rasse und Ethnizität	77
6 Geschlecht und Gesellschaft: von Dichotomie zu Diversität	99
7 Politik der Identität und der Identitären	121
8 Ungleichheit und Identität	145
9 Identität als Recht und als Pflicht	167
10 Selbst, Charakter und Person – die Psychologie der Identität	191
11 Antlitz und Maske	207
12 Die Identität der Identität	227
Anmerkungen	233
Bibliographie	237
Register	259

Vorwort

Die ersten beiden Jahrzehnte dieses Jahrhunderts haben uns mit einer Folge technologischer Neuerungen in Atem gehalten, die sich wie keine Innovationen vor ihnen in raschem Tempo rund um den Globus verbreitet haben. Dem Schlagwort von der Globalisierung haben sie Substanz verliehen. Nachrichten aus allen Ländern der Welt erreichen nicht nur uns in Echtzeit, sondern einen schnell wachsenden Teil der Weltgemeinschaft und lassen es möglich erscheinen, dass es diese Gemeinschaft 230 Jahre nach der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte im Zuge der Französischen Revolution tatsächlich geben könnte.

Die Schulkinder, die im Frühjahr 2019, als diese Zeilen geschrieben wurden, *Fridays for future* proklamierten, demonstrierten in mehr als 120 Ländern, um die älteren Generationen zu drängen, für diesen Planeten und die Gemeinschaft seiner Bewohner Verantwortung zu übernehmen. Die neuen Kommunikationstechnologien hatten dieses wahrhaftig globale Engagement möglich gemacht.

Allein, dieselben Technologien wurden auch für gegenläufige Bewegungen eingesetzt, und gegenläufig bedeutet nicht global, sondern auf Partikularinteressen bedacht. Die vielfach über das Internet verbreitete antieuropäische Propaganda in Großbritannien führte zum Brexit. Nationale Belange werden nicht nur in Osteuropa gegen europäische Integration gestellt. Eine neue Völkerwanderung von Süden nach Norden wird durch Internetkommunikation stimuliert, was in vielen Ländern des Nordens als Bedrohung wahrgenommen wird. Hasskriminalität ist im Aufwind, Nationalismus, Rassismus, Sexismus. „Unser Land zuerst!“ wurde in vielen Wahlkämpfen zu einem erfolgreichen Slogan, der den sich formierenden Widerstand gegen die scheinbar unkontrollierbaren Kräfte der Globalisierung symbolisiert.

Bewegte Zeiten sind das, in denen ein Ruf immer lauter wird, der Ruf nach Identität. Was es damit auf sich hat, wird in diesem Buch erörtert. Es beschränkt sich nicht auf die politischen Aspekte dieses facettenreichen Begriffs, sondern diskutiert seine heutige Bedeutung für Individuen und Gruppen vor dem Hintergrund der europäischen Geistesgeschichte.

Die Kapitel 5 bis 8 überschneiden sich teilweise mit in dem Züricher Verlag Orell Füssli unter dem Titel *Ich, wir und die anderen* erscheinenden Essay, der sich mit meinen persönlichen Reflexionen an

eine allgemeine Leserschaft wendet und deshalb von fachspezifischen Debatten und Hinweisen absieht. Mit dem vorliegenden Buch hoffe ich, die Komplexität des Begriffs der Identität verständlich zu machen und so zu einer informierten Diskussion über die vielfältigen Funktionen beizutragen, die Identität heute in der Gesellschaft hat.

Wittlaer, im Juni 2019

I Ein Gespenst geht um in der Welt, das Gespenst der Identität

Der Geist aus der Flasche

Mit einer klaren Identität zum Erfolg -
Prüfen Sie, ob Ihre Identität sicher ist!
Identität der Kanalleiche geklärt
Kaufen Sie sich eine Identität!
Werbung visualisiert Ihre Identität
Identität gestohlen und Ware bestellt
Die Zerstörung unserer Kultur, unserer Identität
Was muss man tun, um seine Identität zu managen?
Uniklinik hilft bei der Suche nach Identität
Über Vielfalt und Identität: Thüringer Literaturtage
Identität ist das stärkste Wertebündel, das wir kennen.
Kulturelle Identität durch Food Porno
Vertrauen, Identität und Image. Es geht um „Großes“: Christus und
seine Gemeinde
Mut zum Liegestuhl – Aussehen schafft Identität

Identität ist in aller Munde, sei es in dem der Psychologen, Soziologen, Anthropologen und anderer Sozialwissenschaftler, die unsere Persönlichkeit und unsere Gesellschaft analysieren; sei es in dem von Politikern, die uns einreden wollen, dass wir eine unverwechselbare Identität hätten oder in dem staatlicher Behörden, die uns zwingen, eine solche zu haben; oder sei es in dem der Werbeagenturen und ihrer Kunden, die unsere Konsumgesellschaft und unsere Persönlichkeit prägen. Dass, wie die

obige, völlig zufällige Liste bezeugt, nicht alle, die das Wort gebrauchen, dasselbe damit meinen, mag dabei übersehen werden; von seiner großen Bedeutung im öffentlichen Diskurs kann das jedoch nicht ablenken. Identitäten können von unterschiedlichster Art sein, was den diffusen Eindruck, den wir von einer auch nur kursorischen Beobachtung seiner Verwendung erhalten, nur verstärken kann. Handelt es sich um eine additive oder um eine grundlegende Identität: um eine kollektive, kulturelle, großstädtische, maritime, dissoziative, fiktive, sprachliche, multiple, neuronale, instabile, moralische, digitale, politische, völkische, nationale, genetische, sexuelle, religiöse, soziale, nationale, rassische, ethnische, berufliche, territoriale, ererbte, verlorene, gestohlene, wiederentdeckte, neue, postmoderne, wahre oder falsche Identität?

Die Aufzählung ist unvollständig, werden doch täglich neue Identitäten in die Debatte geworfen, um uns aufzuklären, zu verwirren oder, am allerwahrscheinlichsten, etwas anzudrehen. Wieso nimmt Identität unsere Aufmerksamkeit so erfolgreich in Beschlag? Wie ist es dazu gekommen?

Der Geist der Identität wurde in den 1950er Jahren aus der Flasche gelassen und geht seither als Gespenst in immer neuen Formen um in der Welt. Zunächst beschränkte sich die Diskussion über Identität im Wesentlichen auf zwei Ebenen, die gesellschaftliche und die individuelle (Flauger 1999). Auf ersterer bezeichnete „Identität“ eine soziale Kategorie, die basierend auf Regeln bzw. Merkmalen der Zugehörigkeit eine Menge von Personen definiert. Auf letzterer hingegen bezog er sich auf Eigenschaften, auf die Individuen stolz sind und die sie als gegeben und unwandelbar betrachten. Zwischen beiden Ebenen bestand nicht unbedingt eine Verbindung; die wird erst im Zuge des Erwachsenwerdens durch die Herausbildung der Ich-Identität hergestellt, die zwischen dem gesellschaftlichen und dem Individuellen vermittelt (Erikson 1980).

In der Zwischenzeit hat die Verwendung des Begriffs „Identität“ inflationäre Ausmaße angenommen. Er hat viele Metamorphosen durchgemacht und ist dadurch ebenso unscharf wie allgegenwärtig geworden, in der Wissenschaft ebenso wie in der Öffentlichkeit. Gibt es noch irgendjemanden oder irgendetwas ohne Identität? Dass die Antwort auf diese Frage schwerfällt, ist zum großen Teil auf die immer weiter fortschreitende Kommerzialisierung aller Lebensbereiche und die damit verbundene Markenbildung zurückzuführen. Marketing-Experten bemü-

hen sich heute nicht mehr nur um Firmen und Waren im herkömmlichen Sinne. An den Mann – und die Frau – gebracht werden müssen mit ihrer Hilfe auch Städte und Regionen (Weitzenbürger 2012), Staaten (Country Brands 2017), Volksgruppen (Burton 2010), Sportvereine (Delmestri 2016), politische Parteien (Leitherer 2017), Universitäten (Delmestri o.J.), Reisen (Ostdick 2016), Tourismus (Geary 2016), Religionen (Faris 2014) und, in immer größerem Umfang, Personen. In all diesen Bereichen, unter anderen, steht Identität zentral, wodurch der Begriff weiter ausgehöhlt und immer schwerer zu definieren wird. Remotti (1996) plädierte aus kulturanthropologischer Sicht schon vor Jahrzehnten dafür, das Wort „Identität“ aus dem Lexikon der Sozialwissenschaften zu streichen, und die Soziologen Brubaker und Cooper machten 2000 einen ähnlichen Vorschlag. Sie hatten keinen Erfolg, weder in dem einen Fach, noch in dem anderen und noch viel weniger im allgemeinen öffentlichen Diskurs, wo der Begriff in vielen Zusammenhängen eher noch an Bedeutung gewonnen hat.

Neben der durch den Konsumkapitalismus vorangetriebenen Vermarktung des Unverwechselbaren wird die obsessive Beschäftigung mit Identität politisch von der Welle des schon totgeglaubten aber wieder auferstandenen Nationalismus getragen, die zusätzlich durch anschwellende Migrantenströme und dagegen gerichtete Ressentiments gespeist wird. Wie sich zeigen wird, kann das Verlangen nach wie auch immer definierter oder, besser gesagt, empfundener Identität trotzdem nicht einfach als ideologischer Irrweg abgetan werden. Zu hartnäckig hält sich das Konzept dafür allenthalben in der politischen Debatte.

Krisen

Wenn wir uns zudem betrachten, wer oder was alles unter einer Identitätskrise leiden kann, wird die Vielfalt der gesellschaftlichen Bereiche, in denen Identität tatsächlich oder vermeintlich eine wichtige Rolle spielt, noch deutlicher, und es wird noch schwieriger, den Begriff dingfest zu machen. Wer vorschlägt, der Nato aus ihrer Identitätskrise herauszuhelfen,

indem man ihr eine offizielle Hymne gibt¹, meint damit offensichtlich etwas anderes als Psychologen, die behaupten, Identitätskrisen seien ein vorübergehendes Phänomen, das im Rahmen der normalen Entwicklung von Jugendlichen auftritt. Oder sollen wir verstehen, dass die Nato in der Pubertät ist? Ist „Identitätskrise“ nur eine Metapher? Wenn ja, bezieht sich die Grundbedeutung auf den Einzelnen, auf eine Gruppe, eine Organisation, ein Land? Wir lesen von der Identitätskrise² der Fotografie³, des Mannes⁴, Frankreichs⁵, eines Fußballclubs⁶, der evangelischen Kirche⁷, des Euro⁸, Europas⁹, Deutschlands¹⁰ ebenso selbstverständlich wie von der Lily Allens¹¹, einer britischen Sängerin. Individuen können davon ebenso betroffen sein wie Nationen, Organisationen, physische Substanzen, Metiers und geistige Konstrukte.

Wenn irgendetwas mit der Identität nicht stimmt, wird daraus eine Krise. Allein dieser Umstand macht uns darauf aufmerksam, dass Identität etwas Großes, etwas Bedeutendes ist; denn, wenn wir der Wortbedeutung glauben, hat man es da mit einem problematischen Wendepunkt zu tun.

In jedem Fall ist die Identität eine recht schillernde Erscheinung. Meine Suche im Internet nach irgendetwas, das keine Identität hätte oder dem man keine solche zuschreiben könnte, war erfolglos. Da jedes Ding, jede Person, jeder Gedanke, jeder Sinneseindruck mit sich selbst identisch sein muss, ist das weiter nicht überraschend; aber, dass das der Rede wert sein sollte, ist Anlass, darüber nachzudenken.

Zeichen der Zeit

Was kümmert uns denn Identität?! Kann man sie nicht einfach hinnehmen, ohne viel Aufhebens davon zu machen? Es ist ein Zeichen der Zeit, dass das nicht möglich ist; genauer gesagt, dass das machen Menschen – insbesondere reichen Mitgliedern westlicher Gesellschaften – leichter fällt als anderen und dass manche ein größeres Interesse daran haben, davon Aufhebens zu machen als andere. Die Gründe dafür sind vielfältig, teils zeitgebunden, teils der menschlichen Natur geschuldet. Sie beschäftigen

uns auf den Seiten dieses Buchs unter verschiedenen Gesichtspunkten, die den Einzelnen ebenso wie das Kollektiv ins Blickfeld treten lassen.

Wie alle sozialwissenschaftlichen Begriffe, die in den allgemeinen Sprachgebrauch eingegangen sind, ist „Identität“ ein westliches Erzeugnis. Die Frage ist, ob das für das so bezeichnete Phänomen auch gilt. Beruht was wir über Identität wissen nur auf wissenschaftlichen Beobachtungen? In der Wissenschaft gelingt es ansatzweise, „Identität“ als mehr oder weniger neutralen Terminus *technicus* zu verwenden und über damit verbundene Themen und Theorien besonnen zu diskutieren. In den Medien ebenso wie im privaten Gespräch ist der Begriff jedoch oft wertend aufgeladen, ja, Identität ist zu einem hochgradig ideologisierten Begriff geworden, obwohl er von vielen so verwendet wird, als bestünde über seine Bedeutung kein Zweifel. Tatsächlich sind seine Konturen unscharf und variabel. Wer von *unserer* Identität spricht, kann damit weitgehend meinen, was *er* will, was nicht unbedingt mit dem übereinstimmt, was *sie* will. Dabei markieren *wir*, *er* und *sie* nur drei der vielen Bruchlinien, die Identität zu einem so kontroversen Gegenstand machen. Auf kollektive Identitäten verschiedener Ebenen – von Gruppen, denen wir uns zugehörig fühlen; des männlichen, des weiblichen und eines dritten Geschlechts, u.a. – werden wir in nachfolgenden Kapiteln zurückkommen.

Die gesellschaftliche Wichtigkeit von Identität ebenso wie die Wandelbarkeit des Begriffs schlagen sich in einer Flut von Veröffentlichungen über diese und andere Identitäten nieder. In den 1950er Jahren erschienen auf Deutsch 18 Bücher mit dem Wort „Identität“ im Titel; im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts waren es fast 1500 (nach dem Katalog der Deutschen Nationalbibliothek). Veröffentlichungen in anderen europäischen Sprachen zeigen die gleiche Tendenz, im englischsprachigen Raum noch viel ausgeprägter. Diese Tatsache selber verlangt nach einer Erklärung, deutet sie doch darauf hin, dass sich an der Wahrnehmung von Identität und dem ihr beigemessenen Wert etwas verändert hat.

Für wen und in welchen Lebensbereichen spielt Identität heute eine Rolle, und warum ist das wichtig oder wird für wichtig gehalten? Im Zuge der Beantwortung dieser Fragen wird sich zeigen, dass Identität trotz oder vielleicht auch gerade dank der Unschärfe des Begriffs eine tragende Säule der heute vorherrschenden Weltanschauung ist. Alles scheint im Fluss zu sein, ständig öffnen sich neue Horizonte, und die Menschen

werden immer mehr dazu gezwungen, ihren individuellen Platz in dieser Welt selbst zu bestimmen, statt ihren Weg auf ausgetretenen Pfaden zu gehen. Sie werden auch ständig darauf hingewiesen, dass es sehr unterschiedliche Vorstellungen davon gibt, wie die Welt aufgebaut ist und funktioniert. Denn einerseits wirft jede Lösung eines wissenschaftlichen Problems neue Fragen für die Wissenschaft auf, und andererseits haben wissenschaftliche Erkenntnisse einen solchen Umfang und ein solches Niveau an Spezialisierung erreicht, dass Uneingeweihte immer schwerer Zugang finden. Unter diesen postmodernen Bedingungen bieten proteische Begriffe wie „Identität“ Orientierung, und sei es auch nur vorübergehend.

Obwohl Identität zweifellos etwas mit Gleichheit zu tun hat, ist die postmoderne Welt eine solche, in der es Individuen nicht nur freisteht, sich eine neue Identität zu schaffen, sondern sie ständig dazu aufgefordert werden, sich „selbst neu zu erfinden“. Das Verhältnis von Gleichheit und Wandel steht in der Beschäftigung mit Identität zentral. Wie kann sich Identität verändern? Kommt das nicht einer Pervertierung des Begriffs gleich? Auf diese Fragen gibt es, wie wir sehen werden, verschiedene Antworten, je nach dem, aus welchem Blickwinkel man sie betrachtet. Für manche sind Identität und Wandel miteinander unvereinbar, während für andere Anpassung, Metamorphose und Reform wesentlich mit zu Identität gehören. Philosophen, Soziologen, Psychologen, Kulturanthropologen, Politikwissenschaftler und Marketingexperten haben ihr je eigenes Verständnis von Identität. Trotz der entsprechenden Unterschiede gibt es jedoch Gemeinsamkeiten, die es gerechtfertigt sein lassen, dass sie alle von Identität reden. Diesen Gemeinsamkeiten gehen wir nach.

Kontingenz

In seinem berühmten Buch über Nationalismus zitiert Benedict Anderson einen anderen Autor, der sich zu dem Thema geäußert hat, mit den Worten, „so bin ich denn zu der Schlussfolgerung gezwungen, dass eine ‚wissenschaftliche‘ Definition von Nationalismus unmöglich ist; dennoch

gab und gibt es das Phänomen“ (Anderson 1983: 3). Über Identität lässt sich Entsprechendes sagen. Eine stringente wissenschaftliche Definition bereitet große Schwierigkeiten, aber das Phänomen existiert. Sobald wir glauben, es erfasst zu haben, zeigt es sich von einer neuen Seite.

Ist Identität heute etwas anderes als Identität Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts oder von 200 Jahren? Vergleichbar ist Identität in dieser Hinsicht mit einem Schlüsselbegriff der Moderne, Freiheit. In seinem als Alternative zur Feudalordnung konzipierten „Gesellschaftsvertrag“ (Buch I, Kapitel 7) spricht Jean-Jacques Rousseau vom Zwang zur Freiheit. Ein Gesellschaftsvertrag zwischen freien und gleichen Vertragspartnern (Bürgern) setze voraus, dass man jeden, der sich dem gemeinsamen Willen zur Freiheit widersetzt, „zwingen werde, frei zu sein“. In früheren Epochen, bevor die herrschende Ordnung als Einschränkung der Freiheit des Einzelnen begriffen wurde, wäre eine derartige Überlegung kaum verständlich gewesen. Ähnlich konnte man sich nicht schon immer in Bezug auf Lebenslauf, Gesellschaft, Markt und Politik wie selbstverständlich auf Identität berufen, und noch viel weniger galt, dass die Akteure auf der Bühne der Gesellschaft dazu gezwungen waren, eine Identität nicht nur zu haben, sondern sie auch darzustellen. Heute jedoch lassen sich dafür plausible Argumente vorbringen. Die Grundlagen dafür wurden im Jahrhundert der Französischen Revolution gelegt.

So wies die österreichische Kaiserin Maria Theresia 1770 den Wiener Bürgermeister an, „die Nummern an den Häusern bey Strafe von 9 Gulden kenntlich zu machen“ (Tanner 2016). Hausnummern und Adressen gab es schon lange, aber flächendeckend wurden sie in Europa erst im achtzehnten Jahrhundert durchgesetzt. „Bey Strafe“ bedeutete, ein Haus ohne Nummer durfte es nicht mehr geben, ein wichtiger Schritt dahin, jeden Bürger auffindbar zu machen. Im gleichen Geiste implizierte die Idee der staatlichen Verantwortung für die Volksbildung und damit die gesetzliche Regelung der allgemeinen Schulpflicht, um durchgesetzt werden zu können, die Registrierung jeder einzelnen Person, was einen unverwechselbaren Namen für jede Person voraussetzt. Erbliche Familiennamen kamen für die Landbevölkerung jedoch erst im 18. Jahrhundert in allgemeinen Gebrauch. Die Verstaatlichung der Erziehung wiederum hatte Konsequenzen für das Steuersystem, denn sie kostete Geld. Die staatsphilosophischen Gedanken der Aufklärung von Freiheit und Gleichheit wurden im Zuge der Französischen Revolution auch auf die

Besteuerung bezogen, eine allgemeine Einkommensteuer in Europa im 19. Jahrhundert eingeführt (in England schon Ende des 18. Jahrhunderts). Post, Wehrpflicht, Schulpflicht und Wählerverzeichnisse kamen nach und nach hinzu, um die Erfassung der Bürger in einem Melderegister zu einem dringlichen Desiderat des modernen Staats zu machen. Unterschiedliche Traditionen und Wertvorstellungen reflektierend, wurde es in verschiedenen Ländern ganz unterschiedlich umgesetzt. In Großbritannien und Portugal z.B. gibt es bis heute kein zentrales Personenregister wie in Deutschland oder den Niederlanden. Eine solche Kartei empfand die Mehrheit der Briten immer als unzulässigen Eingriff in die Privatsphäre und als potenzielles Mittel der Unterdrückung der Bürger durch den Staat. Unter dem Eindruck von Masseneinwanderung in den letzten zweieinhalb Jahrzehnten wird das Fehlen eines umfassenden Bevölkerungsregisters im Vereinigten Königreich heute jedoch zunehmend kritisch betrachtet.

Unter dem zweideutigen und leicht ironischen Titel *Identity crisis* erschien im März 2018 in der Wochenzeitschrift *The Economist* ein Leitartikel, der feststellte: „Großbritannien braucht ein nationales Identitätsregister“, was hauptsächlich mit den neuen Herausforderungen begründet wurde, die sich durch Zuwanderung für Staat und Gesellschaft ergeben. Hier wird „Identität“ im Sinne der Identifizierbarkeit des Individuums verwendet, und in eben diesem, aber keineswegs nur in diesem Sinne sind wir heute dazu gezwungen, eine Identität zu haben. Dieser Norm globale Gültigkeit zu verschaffen, ist eines der Ziele der Agenda 2030 der Vereinten Nationen. Bis dahin sollen alle Menschen auf diesem Planeten eine rechtliche Identität haben; denn ohne eine solche existiert ein Mensch offiziell nicht, kommt nicht in den Genuss staatlicher Leistungen und ist umgekehrt vielen Risiken wie Sklaverei und Menschenhandel ausgesetzt.

Der individuellen Identität wächst dadurch globale Bedeutung zu. Die rechtliche ist nur eine unter diversen Arten der Identität, mit denen sie aber auf vielfältige Weise in Zusammenhang steht. Deshalb ist das genannte Ziel der Vereinten Nationen so bedeutsam, auch symbolisch, ist es doch auch Ausdruck des Gleichheitsprinzips der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte, das für alle Menschen gelten soll. Das deutet auch darauf hin, dass Identität heute mehr gilt als in früheren Zeiten. Eine Epoche mit einem einzigen Schlagwort zu kennzeichnen, kann nur eine Vereinfachung sein, aber unter diesem Gesichtspunkt lässt sich die

Gegenwart durchaus als Zeitalter der Identität kennzeichnen. Das soll in den folgenden Kapiteln begründet werden.

Diese kurzen historischen Randbemerkungen sollen an dieser Stelle genügen, um zu verdeutlichen, dass Identität heute in der Tat nicht dasselbe ist wie vor 200 Jahren, ja, wenn wir wissen, wie sich die Bedeutung des Begriffs der Identität seit der Französischen Revolution gewandelt hat, wissen wir viel über den gleichzeitig vollzogenen Wandel der Gesellschaft. Es wird sich außerdem zeigen, dass Identität in anderen Teilen der Welt – ungeachtet der erwähnten UN-Initiative – nicht unbedingt dasselbe ist wie in Europa. Denn die große Bedeutung, die Identität heute zugemessen wird, wurzelt in der europäischen Moderne und reflektiert Gedankengut der Aufklärung, insbesondere die Verpflichtung zur Eigenverantwortlichkeit des Staatsbürgers. Hinzukommen einerseits, wie erwähnt, der Imperativ der Vermarktung der eigenen Person und andere Einflüsse des Konsumkapitalismus sowie vielfältige Möglichkeiten, Zugehörigkeiten nicht nur auszuleben, sondern zu wählen und nach Opportunität oder Neigung zu modifizieren. Das ist möglich, weil Identität nicht nur das ist, was hinter der Bezeichnung steht, sondern auch und immer mehr das, was wer diese Bezeichnung benutzt, damit meint. Der antipositivistische Zeitgeist kommt nicht zuletzt darin zum Ausdruck, dass der Rede über die Dinge vielfach eine wichtigere Rolle zugewiesen wird als den Dingen (Fakten) selbst. Deshalb ist eine kritische Betrachtung des Begriffs geboten; denn was ist, ist nicht einfach so, wie es ist; vielmehr wird es von Menschen konstruiert, die in ihrer selbst geschaffenen Wirklichkeit leben. So wollen es jedenfalls postmoderne Theoretiker des Konstruktivismus. Insbesondere gilt das für nicht-materielle Gegenstände wie Identität, die wir immer weniger als gegeben akzeptieren, sondern als konstruiert verstehen, letztlich nicht mehr als eine Geschichte¹², die wir uns selbst und anderen erzählen, wobei wir uns um Widerspruchsfreiheit und Gradlinigkeit bemühen. Das hat Konsequenzen für die alte Grundfrage nach Identität, „Wer bin ich?“, die uns immer noch begleitet. Ihr wenden wir uns nun zu.

2 Wandel und Bestand

Die gleiche Räumlichkeit und Stunde,
dieselbe Weisheit: und ich derselbe.
Dreimal jetzt schon. Drei Schlingen hier um
mich. Mag's denn sein. Ich kann sie diesen
Augenblick zerreißen, wenn ich will.

James Joyce, *Ulysses**

Erkenne dich selbst!

Muss man sich nicht für sehr wichtig halten, um viel Zeit dafür aufzuwenden, sich selbst erkennen zu wollen? Gibt es keine interessanteren Fragen als die, „Wer bin ich“? Die Denker des antiken Griechenlands, die uns ja nach wie vor viel Bewunderung abnötigen, glaubten das nicht. Am Apollotempel in Delphi befand sich die zum Sprichwort gewordene Inschrift: γνῶθι σεαυτόν (gnōthi seauton) „erkenne dich selbst!“ Wer sie als erster formulierte, ist nicht überliefert. Wohlbekannt ist jedoch, dass sie durch die Jahrhunderte den ersten Schritt zur Philosophie markierte, was uns dazu motivieren mag, unsere Überzeugung, dass es Interessanteres zu ergründen gibt als sich selbst, zumindest momentan in Frage zu stellen.

Während ich das tue, höre ich im Radio, das mir meine Stunden am Schreibtisch oft bereichert, ein Konzert. Aus dem Lautsprecher quellen Luftschwingungen bestimmter Frequenzen hervor, die wir als Schall

* Deutsche Übersetzung von Hans Wollschläger, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1975, S. 43.

wahrnehmen. Der physikalische Prozess, der diese Schwingungen zwischen 20 und 20 000 Hertz die ca. zweieinhalb Meter bis zu meinem Ohr zurücklegen lässt, wo sie zunächst auf mein Trommelfell stoßen und von dort weiter zu den winzigen Knochen im Mittelohr und der Cochlea im Innenohr geleitet werden, um schließlich in elektrische Impulse verwandelt zu werden, die im auf der oberen Windung des Temporalappens liegenden Hörzentrum meines Gehirns zu akustischer Information werden, dieser Prozess kann dank der im vergangenen Jahrhundert erzielten Fortschritte der Neurowissenschaften in großer Detailliertheit dargestellt und erklärt werden. Aber wer macht aus den wahrgenommenen Klängen die akustische Information, die mich die Akkorde als Teile des Amerikanischen Streichquartetts von Antonin Dvorak erkennen lässt? Wer erduldet diesen Vorgang oder steuert ihn? Wer erfreut sich an der Harmonie der Klänge und daran, dass er sie (wieder-)erkennt und zuordnen kann? Wenn wir diese Fragen nicht beantworten können, ist die ganze Übung ziemlich sinnlos.

Es geht um physikalische Ereignisse, um die körperlichen Bedingungen ihrer Wahrnehmung und um den, der sie wahrnimmt. Wer ist das? Der sokratische Imperativ „Erkenne dich selbst!“ beinhaltet die epistemologische Frage, was bewusste Erkenntnis ist, und wer das Subjekt des Erkennens ist. Selbsterkenntnis wird so zum Ausgangspunkt der Philosophie, Erkenntnistheorie eines ihrer meistbeackerten Felder.

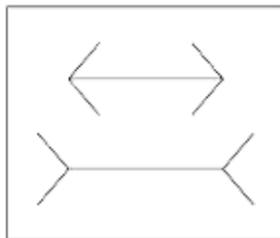


Abbildung 2.1. Zwei Linien, gleich oder verschieden lang?

Nach Gründen dafür, der eigenen Wahrnehmung zu misstrauen, braucht man nicht lange zu suchen. Wir müssen z.B. ein Zentimetermaß zur Hilfe nehmen, um uns davon zu überzeugen, dass die parallelen Linien in Abbildung 2.1 gleich lang sind. Unsere Augen wollen das nicht sehen. Und so gibt es zahllose Sinnestäuschungen, die Anlass geben, daran zu

zweifeln, dass das, was wir wahrnehmen, existiert bzw. so existiert, wie wir es wahrnehmen. Erkenntnis auf empirische Beobachtung zu gründen, sagten die Skeptiker in der Antike, ist deshalb ein riskantes Unterfangen. Sie und ihre Nachfolger waren davon überzeugt, dass die menschliche Dummheit einer letztgültigen Erkenntnis der Realität im Wege steht und betrachteten es als ihre Aufgabe, auf dieser Grundlage die jeweils neuesten Erkenntnisse, die mit einem solchen Anspruch vorgetragen werden, in Frage zu stellen. Das Grundproblem des Skeptikers ist, dass es keine Instanz gibt, die bestätigen könnte, dass die von mir wahrgenommenen Gegenstände außerhalb meiner Wahrnehmung existieren. Da zu diesen Dingen auch ich gehöre, gerate ich mit der Frage, „wer bin ich?“ in eine Sackgasse. Oder sie führt etwas weniger pessimistisch zu der von Michel de Montaigne formulierten Einsicht, jeder Mensch trage „die ganze Gestalt des Menschseins in sich“ (Montaigne 1963 [1580], III, 2, 339), auf deren Grundlage er sich dazu berechtigt fühlte, über sich selbst nachzudenken, ja, tatsächlich nur über sich selbst.

Das Weltbild von Empirikern wie John Locke war weniger kompliziert; die Akkumulation von Wissen war danach möglich und beruhte auf empirischer Untersuchung. Auch bei Locke ist freilich die Frage des Bewusstseins von größter Bedeutung. Es ist für ihn der Schlüssel zur persönlichen Identität:

Denn da das Bewusstsein das Denken stets begleitet und jeden zu dem macht, was er sein Selbst nennt und wodurch er sich von allen anderen denkenden Wesen unterscheidet, so besteht hierin allein die Identität der Person, das heißt das Sich-Selbst-Gleich-Bleiben eines vernünftigen Menschen (Locke 1894 [1690]: 449).

Lockes Zeitgenosse Gottfried Wilhelm Leibniz setzte weniger auf empirische Beobachtung als auf die Macht des Verstandes. Eines seiner großen Projekte war die *Charakteristica universalis*. Eine solche Universalsprache, wenn wir sie denn hätten, würde die Beziehung zwischen Denken und Wirklichkeit auf Rechenoperationen reduzieren, die von Buchhaltern ebenso gut durchgeführt werden könnten wie von Philosophen (Leibniz 1860, Band VII). Trotz wiederholter Vorschläge einer Universalsprache bzw. -schrift und damit verbundener Argumente, die Mathematik ins Zentrum der Erkenntnisgewinnung zu rücken, ist das Problem der Selbsterkenntnis bis heute nicht abgehakt, sondern

beschäftigt jede Generation von Philosophen aufs Neue. Weder Locke noch Leibniz boten eine bleibende Alternative zu der eingängigen Formel, mit der sich René Descartes in seinem *Discours de la Méthode* (1637) der Möglichkeit der Erkenntnis und seiner Identität vergewissert hatte: *cogito ergo sum*, „ich denke, also bin ich.“ Dieser emblematische Lehrsatz bestimmt bis heute die rationale Orientierung abendländischen Denkens, auch wenn irrationale Strömungen keineswegs versiegt sind und immer wieder an die Oberfläche kommen. Begründet hat Descartes ihn so:

Ich forschte nun, *Wer* ich sei. Ich fand, dass ich mir einbilden konnte, keinen Körper zu haben, und dass es keine Welt und keinen Ort gäbe, wo ich wäre; aber nicht, dass ich selbst nicht bestände; vielmehr ergab sich selbst aus meinen Zweifeln an den anderen Dingen offenbar, dass ich selbst sein müsste; während, wenn ich aufgehört hätte zu denken, alles Andere, was ich sonst für wahr gehalten hatte, mir keinen Grund für die Annahme meines Daseins abgab. Hieraus erkannte ich, dass ich eine Substanz war, deren ganze Natur oder Wesen nur im Denken besteht, und die zu ihrem Bestand weder eines Ortes noch einer körperlichen Sache bedarf; in der Weise, dass dieses *Ich*, d.h. die Seele, durch die ich das bin, was ich bin, vom Körper ganz verschieden und selbst leichter als dieser zu erkennen ist; ja selbst wenn dieser nicht wäre, würde die Seele nicht aufhören, das zu sein, was sie ist (Descartes 1870: 47).

Glücklich ist, wer vergisst?

Aber da war doch noch etwas, was ich in diesem Zusammenhang sagen wollte. Es wird mir schon wieder einfallen. Ach ja, das war es: „Glücklich ist, wer vergisst, was doch nicht zu ändern ist.“ Das ist das Motto von Johann Strauß Operette *Die Fledermaus*. Rosalinde tief in die Augen schauend singt Alfred:

Brachst du einmal auch die Treu,
Das sei dir verziehn.
Schwöre wieder mir aufs neu,
Und ich glaub dir kühn!
Glücklich macht uns Illusion,

Ist auch kurz die ganze Freud.
Sei getrost, ich glaub dir schon
Und bin glücklich heut!

Rosalinde, erfreut:

Ach!

Beide zusammen:

Glücklich ist, wer vergisst,
Was doch nicht zu ändern ist!

Wenn wir daran denken, dass Rosalinde allem Anschein nach bereit ist, mit ihm auch künftig schöne Stunden zu verbringen, ist Alfreds lakonische Haltung zu ihrer Treulosigkeit nachvollziehbar, und vielleicht ist es ja dem Glück beider zuträglich, wenn sie Irreversibles vergessen. Das Duett der beiden bringt uns jedoch direkt wieder zurück zu unserem epistemologischen Problem: *Wer vergisst? Wer erinnert? Wer weiß? Wer denkt?*

Ich denke, also bin ich. Ich weiß, also bin ich. Ich erinnere (was ich sagen wollte, was sie tat, wer *Die Fledermaus* komponierte, etc.), also bin ich. – Ich vergesse, also bin ich? Letzteres ganz sicher nicht. Das Gedächtnis, darin stimmen viele Denker überein, ist ein wichtiger Bestandteil einer Person, für John Locke sogar der wichtigste: „Soweit das Bewusstsein zu Handlungen und Gedanken in der Vergangenheit zurückreicht, soweit reicht die Identität der Person; sie ist damals und jetzt dasselbe Selbst“ (Locke 1894 [1690]: 450).

Aus Lockes Definition der persönlichen Identität folgt, dass – unabhängig davon, ob er oder sie dabei glücklich ist – wer vergisst nicht dieselbe Person ist wie die Person, die erinnert. Aber wieso eigentlich? Bin ich, der ich das Passwort vergessen habe, ein anderer als ich, der ich mir dessen bewusst bin und krampfhaft in meinem – in dessen – Gehirn danach suche? Wer sucht denn in meinem Gehirn nach dem Passwort und dem, was ich noch sagen wollte, aber vergessen habe? Zwei Probleme ergeben sich aus dieser Frage, erstens das Problem von Wandel und Bestand der Identität in der Zeit, und zweitens das Leib-Seele-Problem.

Die klassischen Positionen bezüglich zeitlicher Kontinuität wurden bereits in der Antike formuliert. Parmenides (515-445 v.u.Z.) brachte die Idee der Beständigkeit der Welt auf den Begriff. Es gibt nur das Sein, nicht das Werden. Das ist der Ursprung der Metaphysik. Alles was ist, ist; denn die Gesetze der Logik erlauben es nicht, dass etwas sowohl existieren als auch nicht existieren kann. Diese Einsicht wird im täglichen Leben dadurch verstellt, dass wir immer wieder Neues erleben, was jedoch nur daran liegt, dass wir nicht das Universum im Blick haben können, in dem sich die immer gleichen Kreisläufe abspielen, deren Teil wir sind.

Dieser Grundgedanke wurde auf mannigfaltige Weise ausgearbeitet, um im Materialismus zu münden, einer Weltanschauung, die das Leib-Seele-Problem löst, indem sie letztere auf ersteren reduziert. Wenn wir vor Spinnen Angst haben, Appetit auf ein Glas Wein verspüren, an Gott glauben oder uns an Dvoraks Klaviersonate erfreuen, dann sind das biochemische Zustände und Vorgänge in unserem Gehirn, die wir noch nicht als solche erkannt haben. Letztlich sind alle beobachtbaren und (noch) nicht beobachtbaren Phänomene materieller Natur, und die Antwort auf die Frage, „wer bin ich?“ heißt: eine Menge materieller Ereignisse, deren einige wir als mentale Zustände, Gefühle und kognitive Prozesse zu bezeichnen gewöhnt sind. Die materielle Welt ist endlich; ihre Grundbausteine – Atome, wie sie früher hießen; Neuronen, wie Nervenzellen heute gewöhnlich genannt werden – sind gegeben, konstant und unveränderbar in der Zeit. Das ist die Position des Seins, die das Konzept der Identität auf Kontinuität gründet.

Die Gegenposition der Philosophie des Werdens vertrat Heraklit (ca.520-ca.480 v.u.Z.), der die Welt als sich in ständigem Wandel befindlich verstand, was er mit der zum Sprichwort gewordenen Metapher zum Ausdruck brachte, wir könnten nicht zweimal in denselben Fluss steigen. Raum und Zeit sind nach dieser Auffassung immer in Entwicklung, und der Kosmos expandiert. Unter diesen Bedingungen ist Veränderung nicht nur möglich, sondern unausweichlich, und nicht alles lässt sich auf den ewigen Gestaltwandel der Konfiguration von Atomen – bzw. Protonen, Elektronen und anderer subatomarer Elementarteilchen – reduzieren. Evolution könnte bedeuten, dass irgendwann zwischen dem

Ursprung aller Ursprünge und dem Anthropozän Bewusstsein entstand. Die Frage, „wer bin ich?“ erlaubt dann eine dualistische Antwort, die Körper und Geist trennt. Erst als mit einem Geist begabter bzw. als beseelter Körper wird der Mensch zum Menschen. Der Dualismus öffnete die Tür für Mythen und Religionen, die über die der unmittelbaren Beobachtung zugängliche und nicht zu leugnende Vergänglichkeit des Körpers hinwegtrösten können, indem sie die nicht beweisbare und nicht widerlegbare Unsterblichkeit der Seele behaupten, wie aus dem obigen Zitat von Descartes erhellt.

Ist alles verloren, wenn wir sterben, oder nur der materielle Körper, während die immaterielle Seele bestehen bleibt, wenn auch in einer anderen Welt? Für viele Philosophen war die Unsterblichkeit der Seele über Jahrhunderte der wichtigste Grund, sich mit dem Leib-Seele-Problem zu beschäftigen, unter ihnen auch Descartes. Die Auseinandersetzung zwischen Parmenides und Heraklit konnte jedoch keiner entscheiden. Trotz der gewaltigen Fortschritte der empirischen Wissenschaften harrt das Rätsel, wie etwas bzw. jemand gleich und verschieden sein kann, noch stets einer endgültigen Antwort, ja, es ist nicht einmal klar, ob es sich hierbei um ein faktisches Problem handelt oder um ein solches des Denkens bzw. ob Denken ein materieller Vorgang ist.

Dass das Denken, wie Descartes meinte, als Evidenz des Seins dienen kann – ich als *res cogitans* – ziehen in jüngster Zeit viele Philosophen in Zweifel. Ein prominentes Beispiel ist Michel Foucaults Bemühen um eine Neubestimmung des Cogito als Anstoß, um nach der Seinsweise des Menschen zu fragen und nach seinem Verhältnis zum Ungedachten. Denn heute denken wir über „Dinge“ nach, die zu Zeiten Descartes weniger im Fokus standen, über Irrtum und Illusion, über Traum und Wahnsinn, über Lügen und Desinformation, über Hirngespinnste und das Unbewusste. Deshalb, argumentiert Foucault,

führt das Cogito nicht zu einer Seinsbestätigung, sondern es eröffnet den Weg zu einer ganzen Reihe von Fragen, wo es sich um die Frage des Seins handelt: Was muss ich sein, der ich denke und der ich mein Denken bin, damit ich das bin, was ich nicht denke, damit mein Denken das ist, was ich nicht bin? (Foucault 1974: 391.)

Sigmund Freud lenkte die Aufmerksamkeit auf „die Schattenlandschaft, die man direkt oder indirekt das Unbewusste genannt

hat“ (Foucault 1974: 393). Was bedeutet sie bzw. es für unsere Identität als Mensch? Lässt sich das Unbewusste in das Cogito integrieren? Was den menschlichen Geist für Descartes auszeichnete, war Bewusstsein. Freud hat dem mit seiner „Traumdeutung“ (1939) das Unbewusste als eine zusätzliche Dimension hinzugefügt, so dass es nicht mehr als widersprüchlich angesehen wird, dass Teile des menschlichen Geistes der Introspektion kaum oder gar nicht zugänglich sind. Als Arzt konzentrierte er sich auf die Funktionen unbewusster Prozesse für die seelische Gesundheit der Person. Dass die Autorität von Descartes *ego* dadurch möglicherweise in Frage gestellt wurde, war für ihn von sekundärem Belang.

Ich

Denken ist im herkömmlichen Sinne eine bewusste geistige Tätigkeit. Der Traum, der plötzliche Einfall, die Assoziation ... ist das nicht Denken? *Sonnio ergo sum* (ich träume, also bin ich) wäre jedenfalls nicht im Sinne Descartes, dessen Anstrengungen sich gerade darauf richteten, sich und andere davon zu überzeugen, dass seine Existenz und die ganze Welt kein Traum, keine Illusion, keine Einbildung ist.

Ein gegen den Leib-Seele-Dualismus häufig vorgebrachter Kritikpunkt ist, dass sich Descartes in seinem Schluss auf das „ich“ bezieht, dessen Existenz er damit erst beweisen will. Bertrand Russell (1945: 567) nennt seine Verwendung von „ich“ deshalb illegitim. Die Prämisse von Descartes Schluss könne allenfalls sein, „es gibt Gedanken“, wovon sich die Existenz eines denkenden Ich nicht ableiten lasse.

Für den Philosophen Thomas Metzinger (2010) ist das, was wir mit dem persönlichen Fürwort der ersten Person, „ich“, bezeichnen, eine Fiktion. Als eine Menge physischer und psychischer Eigenschaften, die eine Zeitlang miteinander in Verbindung stehen, hat es ihm zufolge gar keine Identität. Er stützt sich mit dieser These auf Experimente bzw. diagnostische Befunde von Psychologen und Neurophysiologen wie Erich Kasten (2017), die sich mit dem mentalen Körperschema beschäftigen, das jeder von sich selbst hat. Dieses Schema kann wie andere mentale